

Die Weisse Frau vom Belchentunnel: Traditionen und ihre Innovationen

Eine bleiche, unauffällig gekleidete, unbeholfen wirkende Frau mittleren Alters macht in Eptingen BL Autostopp. Zwei Juristinnen nehmen sie mit. Das Auto fährt in den Belchentunnel. Als eine der beiden Frauen die etwas mitgenommen aussehende Zugestiegene fragt, ob es ihr besser gehe, antwortet diese: «Nei, leider nid. Es goht gar nid guet. Es passiert öppis Schrecklichs, öppis ganz Furchtbars!»¹ Beim nächsten Blick nach hinten ist die Frau verschwunden.

Zu Beginn der 1980er-Jahre kursierte erstmals die Geschichte von der «Weissen Frau vom Belchentunnel». Einige Zeugnisse handeln auch von einem mitgenommenen Autostopper, der im Tunnel trotz hoher Geschwindigkeit plötzlich nicht mehr auf dem Rücksitz sitzt.

1981 schildert die Zeitschrift «Schweizer Volkskunde» ähnliche Geschichten von «modernen Strassengeistern» aus anderen Orten und Tunneln, etwa aus dem Luzernerland und dem Toggenburg. Die Weisse Frau vom Belchen ist auch historisch nicht die einzige. Sie besitzt in ganz Europa Hunderte von Schwestern. Die früheste Sage einer Weissen Frau, die schriftlich festgehalten wurde, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Im 17. und 18. Jahrhundert treten die Geschichten in unzähligen Varianten auf. Die Frauen tragen weisse, durchscheinende Kleider und wirken grösser als normale Menschen. Die Belchen-Frau aber sieht wie eine ganz normale Person aus, sie wird freiwillig mitgenommen. Manchmal zeigen sich Weisse Frauen einfach, manchmal fordern sie Menschen auf, ihnen zu folgen, bisweilen sagen sie Glück und häufiger Unglück voraus. Sie verhalten sich meist nicht aggressiv, wirken eher traurig oder leidend, manchmal auch spöttisch. Dort, wo man glaubt, die Weisse Frau zu kennen, geht es meist um ein Verbrechen: Die Frau wurde Opfer eines Mordes oder war selber Täterin, zum Beispiel Kindsmörderin.

Moderne Sagen

Sagen entsprechen einem Bedürfnis, Dinge zu verstehen, die man eigentlich nicht erklären kann, die aber den Anspruch erheben, reale Geschehnisse wiederzugeben: Erfahrungen, die sich im Grenzbereich zwischen Leben und Tod abspielen, oder Untaten, die nie gesühnt wurden. Anders als bei Märchen wird verlangt, dass man die Geschichte glaubt, so unglaublich sie auch klingen mag. Ort und Zeit sind daher genau definiert. Die Geschichte ist dem besten Freund eines Bekannten passiert, der schwört, dass es genau so... Umso erstaunter stellt man dann fest, dass die gleiche Erzählung auch in anderen Ländern auftaucht. Eine Variante der «Belchensage» wurde 1981 als Geschichte eines Autostoppers, der während der Fahrt verschwindet, in einer amerikanischen Sammlung aufgezeichnet; ältere Versionen mit Ross und Wagen sind ebenfalls bekannt. Mit den modernen Transportmitteln und Medien sind aus den Wandersagen von einst Jet- oder Netz-Sagen geworden. «Urban legends» nennt man diese modernen Varianten. Traditionelle Sagen spielen meist an abgelegenen Orten, auf Alpen und in Wäldern, auf dunklen Strassen und in alten Gemäuern. Moderne wie die Belchensage hingegen ereignen sich in einem urbanen Umfeld, auf bevölkerten Plätzen, handeln von der Auseinandersetzung mit aktuellen Phänomenen wie der Technik, der Elektronik und der Mobilität, wie die Mikrowellen, Mobiltelefone und Flugzeuge, die in den Erzählungen zu finden sind, belegen.

Die alten Sagen stehen für ein Weltbild, in dem das Göttliche, Überwirkliche und Magische in das Leben integriert ist und die Menschen ganz selbstverständlich an die Existenz von Wesen wie Erdmannli und Dämonen glauben, also «abergläubisch» sind. In der modernen Sage sind diese unerklärbaren Ereignisse, die sich mit rationalen Argumenten nicht erklären lassen, eher die Ausnahme. In den Vordergrund rückt die moralische Belehrung: Wer bestimmte Grenzen übertritt, muss mit Strafe rechnen. Die Moral alter wie neuer Sagen erzieht zur Unterordnung unter die gelten-

den Regeln und Normen, oft auch auf Kosten von Minderheiten und Randgruppen. So sind häufig Ausländer Zielgruppen von «urban legends», und das Fremde und Unbekannte ist stets bedrohlich. Anders als im optimistischen Märchen mit seinen Königen, Prinzessinnen und seinem Happy End handeln Sagen von Leuten, denen unheimliche und unerklärliche Dinge geschehen. Sie enden oft düster und pessimistisch; der Mensch ist den transzendenten Mächten und der Natur, aber auch den Mitmenschen schutzlos ausgeliefert.²

Vertrautheitsschwund und Sehnsucht

Sagen werden zur traditionellen Kultur gezählt, die nach gängiger Auffassung von spezifischen Gruppen gepflegt und von Generation zu Generation weitergegeben werden. Diese Pflege der Tradition dient der Bewahrung der Identität einer Gruppe, sei das eine nationale wie die schweizerische, eine regionale wie die fricktalische, eine religiöse wie die der Katholiken oder eine berufsbezogene wie die der Drucker.

Schaut man sich die historische Entwicklung genauer an, so stellt man jedoch fest, dass diese Sicht nicht zutrifft. Kulturen lassen sich weniger deutlich voneinander abgrenzen, als wir das gemeinhin annehmen, und sie verändern sich im Lauf der Zeit sehr stark. In unserem Alltag sind Grenzziehungen wichtig, von Dorf zu Dorf, Tal zu Tal, Kanton zu Kanton, Land zu Land. Die so abgegrenzten Gemeinschaften werden als «natürliche» und homogene Einheiten gesehen. Und auch die Traditionen werden anscheinend in ihrer «authentischen», unveränderlichen Form weitergereicht. Forscht man nach, ist man aber erstaunt, wie jung manche angeblich «uralten» und «seit jeher» zelebrierten Feste, Rituale und Verhaltensweisen sind und wie sehr sie sich im Lauf der Zeit gewandelt haben. Weder ist es «schon immer so gewesen», noch sind Bräuche unveränderbar. Vielmehr handelt es sich um kommunikative Akte, die von der aktiven Beteiligung leben. Die Teilnehmenden müssen sich zwar an bestimmte Vorgaben und Regeln halten. Gerade im Jahr für Jahr Wiederholten,

im «alle Jahre wieder...» zeigen sich aber mehr Veränderungen, als wir gemeinhin ahnen.

Vieles von dem, was uns heute als traditionell erscheint, ist eine Erfindung der letzten ein oder zwei Jahrhunderte. Das ist wenig erstaunlich, denn das Interesse an der Tradition, an der Erhaltung von Dingen und Lebensweisen, die zu verschwinden drohen, setzt dann ein, wenn ein Prozess des Wandels und des Verschwindens in Gang kommt. In der Schweiz ist dieser Prozess derjenige der Industrialisierung und der Urbanisierung, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert das Land mit einer zuvor unvorstellbaren Intensität umbaut. In der vorindustriellen ländlich-bäuerlichen und handwerklich-zünftischen Gesellschaft ist die Bewahrung von Althergebrachtem kaum ein Thema, denn der Wandel verläuft wesentlich langsamer und weniger einschneidend. Tradition und Stabilität gewinnen ihre spezifische Bedeutung daher erst durch die Existenz der modernen industrialisierten, urbanisierten, medialisierten, sich schnell ändernden Welt. Dieser Wandel führt zu Vertrautheitsschwund, zu einem Gefühl der Entfremdung und damit zu einer wachsenden Sehnsucht nach Überschaubarkeit, Einfachheit und vertrauter Ordnung. Die Verlustgefühle in einer sich rasch verändernden Umwelt werden kompensiert mit Flucht- und Sehnsuchtsbildern heiler – entweder ferner oder traditioneller – Welten. In solchen Situationen werden Werte geschaffen, die schon bald als traditionell gelten: Begriffe wie «echt», «alt», «original» oder «authentisch» nobilitieren die Dinge und Rituale, die wir mit unseren Traditionen pflegen. Die Ausübenden von Bräuchen gehen dennoch oft davon aus, diese müssten in ihrer Ursprünglichkeit, ihrer Echtheit und Authentizität bewahrt werden. Was genau diese Echtheit ausmacht, ist jedoch kaum für alle Zeiten festzulegen. Mit der Auflösung alter Lebens- und Arbeitsweisen, mit dem Umbau von Gesellschaft und Wirtschaft, der dazu führt, dass viele alte Berufe und Kenntnisse nutzlos und durch neue ersetzt werden, mit dem Aufkommen von neuen Verhaltensweisen in der Freizeit, neuen Vergnü-

gungen, Tanzformen und Medien wie Kino und Grammophon, mit diesen gewaltigen Umwälzungen wächst die Angst, eine ganze Welt zu verlieren. So setzen im 19. und frühen 20. Jahrhundert die grossen Bewegungen zur Bewahrung von Traditionen ein: Die Museen beginnen zu sammeln, was aus dem Alltag zu verschwinden droht – Werkzeuge und Möbel, Kleider und Hausrat –, die Archive nehmen alte Schriften und Texte auf, neue Verbände kümmern sich um Trachten, Musik, Jodel und Schwingen. Der Heimatschutz und die Denkmalpflege entstehen, um Zeugen der Vergangenheit zu bewahren, der Naturschutz kümmert sich um noch nicht intensiv genutzte Areale. Dieses Sichkümmern ist nicht einfach ein Bewahren von Dingen, wie sie immer schon gewesen sind. Denn wir sehen die Vergangenheit immer im Licht der Gegenwart, wir beurteilen sie aus unserer heutigen Perspektive und Erfahrung, und wir legen sie uns so zurecht, wie wir sie für unser Leben und unseren Alltag benötigen. Deshalb ist das Bewahren auch ein Zuschneiden auf das, was uns in der Gegenwart wichtig erscheint. In jener Zeit stand vor allem die Herausbildung eines nationalen Bewusstseins im Vordergrund, das mit pädagogischen Mitteln vermittelt wurde. So legten die Trachtenverbände fest, was die «richtige» Aargauer oder Solothurner Tracht ist, die Jodelverbände kreierten das «richtige» Jodellied, was oft genug zu Formen führte, die in dieser Einheitlichkeit vorher gar nicht existiert hatten, und zu Verallgemeinerungen, die der reichen lokalen und regionalen Vielfalt nicht immer gerecht wurden. Tradition ist damit auch das Resultat eines aktiven schöpferischen Prozesses, erscheint später aber als «natürlich» und «unveränderlich». Bei der Bewahrung bestimmter kultureller Formen handelt es sich daher um einen komplizierten gesellschaftlichen Prozess, dessen Ergebnis auch das Resultat der Macht und Durchsetzungsfähigkeit bestimmter Gruppen ist.

Man kann die Tradition und das mit ihr geschaffene kulturelle Erbe als das Resultat einer Auseinandersetzung mit einer weitgehend ima-

ginierten Vergangenheit sehen, das dem Ziel der Identitätsbildung in der Gegenwart dient, indem es hilft, ein kollektives Gedächtnis in Form von Ritualen, Orten und Dingen zu schaffen. Um zu überleben, müssen Traditionen aber so gepflegt werden, dass die Menschen in ihnen einen Sinn erkennen. Wenn nur die äussere Form erhalten bleibt, wird die Tradition zur sinnentleerten Folklore, erscheint nicht mehr als dynamischer Teil des Alltagslebens, sondern als musealisierter und funktionsloser Anlass. Traditionen werden dann primär für andere Ziele und Gruppen eingesetzt, für Touristen etwa, als ökonomische Wertschöpfung oder zur politischen und ideologischen Ausschlichtung.

Innovation und Tradition

Unsere zunehmend globalisierte Gesellschaft bedient sich aller möglichen Angebote. Neue Traditionen importieren wir etwa über Migrantengruppen. Was wäre unser Leben heute ohne Italianità und mediterrane Esskultur? In Laufenburg wird seit den 1960er-Jahren San Guiseppe gefeiert, das Josefsfest, das in Italien vielerorts gefeiert wird und das durch die zahlreichen Einwanderer aus Sizilien auch hier Fuss gefasst hat. Manche Traditionen werden aus kommerziellen Interessen eingeführt, etwa der Valentinstag oder Halloween. Nicht immer ist die Lancierung erfolgreich. Während Halloween sich bisher nicht wirklich durchsetzen konnte, waren andere Innovationen sehr erfolgreich. Der Adventskranz beispielsweise war vor dem Zweiten Weltkrieg in zahlreichen Kantonen unbekannt, wurde dann aber hierzulande als eigentliche «Brauchinnovation» aus Deutschland übernommen und von den verschiedenen Konfessionen verbreitet.

Zurzeit erleben wir einen «Kulturkampf» zwischen dem nordamerikanischen Santa Claus und dem hiesigen Samichlaus. Der Santa Claus, 1932 für eine Werbekampagne von Coca-Cola erfunden, verdrängt neben dem St. Nikolaus mancherorts auch das Christkind. In der Westschweiz allerdings brachte schon länger ein «Père Noël» die

Geschenke. Und zudem war auch das Christkind im 19. Jahrhundert ein «Import» aus Deutschland gewesen und hatte den heiligen Nikolaus als Gabenbringer verdrängt.

Viele Anlässe und Rituale, die mit der Zeit zu einer festen Tradition wurden, wuchsen aus spezifischen Kontexten heraus. Bei den Schulfesten, die im Aargau und in Solothurn gefeiert werden, sind es Altersgruppen, bei den Kadettenfesten und «Stäcklibuebe» sind es vom Militär beeinflusste Geschlechterraituelle. Es können aber auch Bruderschaften und Vereine sein, die extra zu diesem Zweck gegründet wurden (etwa die Sebastianbruderschaft in Rheinfelden, die das Brunnensingen durchführt) oder die Anlässe organisieren, die ursprünglich nichts mit dem Vereinszweck zu tun hatten. Aber auch relativ unorganisierte Gruppen, die informell zusammenkommen, werden zu Traditionsträgern – etwa die Motorradfahrer in Trimbach, die sich seit so langer Zeit treffen, dass daraus ein etabliertes Ereignis entstanden ist. Auch Jugendliche, die an manchen Orten für bestimmte Bräuche wie etwa das Maibaumstellen oder das Fasnachts- oder 1.-August-Feuer verantwortlich sind, finden sich oft nur lose nach Altersgruppen strukturiert zusammen. Gerade sie sind immer wieder Wegbereiter für neue Ideen, die mit der Zeit zu einem kulturellen Aushängeschild werden, mit der Lancierung eines Film-, Theater-, Literatur- oder Musikfestivals etwa, von denen es in den beiden Kantonen eine ganze Reihe gibt.

Mit der Zeit werden diese Traditionen nicht nur von den ursprünglich beteiligten Gruppen, sondern von vielen anderen als Teil ihres Lebens angesehen. Man nimmt teil, weil man in der gleichen Gemeinde wohnt, weil Freunde aktiv sind, weil man sich den Themen oder der Stimmung verbunden fühlt. Oft wird daher nicht von traditioneller Kultur, sondern von Volkskultur gesprochen, wenn man diese Formen beschreibt. Der Begriff der Volkskultur drückt ein Bedürfnis aus, das vielen dieser Anlässe und Traditionen zugrunde liegt: jenes nach Gemeinschaft, nach Zugehörigkeit.

Und er macht deutlich, dass viele dieser Traditionen und Bräuche entstanden sind oder ausgebaut wurden, als es nicht nur darum ging, die eigene Verortung angesichts der rasanten Umwälzungen von Industrialisierung und Urbanisierung zu stabilisieren, sondern auch die damals neue gesamtschweizerische Identität zu stärken; oft auch verbunden mit einer ebenso neuen kantonalen Identität, wie das in manchen aus sehr heterogenen Teilen zusammengesetzten Kantonen ja sehr deutlich wird. Der Begriff der Volkskultur deckt diese Vielfalt eher zu, erweckt den Eindruck, alle würden die gleichen Dinge lieben und pflegen. Vielmehr gilt es aber gerade darum, die Vielfalt sichtbar zu machen.

Kulturelles Erbe

2008 wurde die Schweiz Vertragsstaat der beiden UNESCO-Konventionen zu Schutz und Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen und zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes. Die UNESCO unterstützt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs Bestrebungen, kulturelle wie auch natürliche «Schätze» zu bewahren und zu schützen. Im kulturellen Bereich waren dies während langer Zeit materielle Güter von archäologischer, historischer oder ästhetischer Bedeutung. Diese Ausrichtung führte dazu, dass vor allem Objekte unter Schutz gestellt wurden, die in den reichen Staaten des Nordens lagen, welche über zahlreiche Baudenkmäler verfügen, während der Süden wesentlich weniger Zeugen des materiellen Kulturerbes besitzt. Sogenannte immaterielle Zeugen der Kultur blieben hingegen lange Zeit ausgeschlossen. Die Bemühungen, auch diese unter Schutz zu stellen, dauerten Jahrzehnte.

Unter dem Begriff des immateriellen Kulturerbes versteht die UNESCO Kulturformen wie mündliche Überlieferungen, Künste, Rituale und soziale Praktiken, Musik, Tanz und Feste, aber auch handwerkliches Können, das in vielen Bereichen verloren geht, oder das Wissen über die Natur und die Gesundheit, die in bestimmten Gemeinschaften gepflegt werden. Zu Letzterem

zählen etwa die vielen traditionellen Heilmethoden mithilfe von Pflanzen oder anderen Mitteln, aber auch die Kenntnis der Natur und ihrer Gefahren, zum Beispiel in Lawinenregionen.

Die UNESCO verpflichtet die Staaten, die notwendigen Massnahmen zu ergreifen, um das immaterielle Kulturerbe auf ihrem Gebiet zu bewahren, indem sie dieses identifizieren, inventarisieren und eine Kulturerbe-Politik formulieren. Nicht nur die Begrifflichkeit war und ist dabei umstritten, denn die Trennung in materiell und immateriell macht bisweilen wenig Sinn, sind doch Praxen und Artefakte in der Regel eng miteinander verbunden. Zum Musizieren braucht es Instrumente, für das handwerkliche Können Werkzeuge. Die UNESCO anerkennt dies zwar, hält aber aus politisch-pragmatischen Gründen dennoch an getrennten Listen zu materiellem und immateriellem Kulturerbe fest. Zudem war und ist die Frage umstritten, wie kulturelle Techniken wie Erzählungen und Musik, Tanz und handwerkliche Kunstfertigkeit, die von der Darbietung und der Interpretation leben, überhaupt bewahrt werden können, ohne dass sie eingefroren, mumifiziert oder musealisiert werden.

In den Konventionen spiegelt sich die Befürchtung, dass es durch die Prozesse der Globalisierung zu einer kulturellen Standardisierung, Homogenisierung und Nivellierung und damit zu einer Reduktion der kulturellen Vielfalt kommt. Die Abkommen vermitteln das altvertraute Bild einer Kultur, die von relativ stabilen und geschlossenen Gemeinschaften geformt wird und die sozusagen automatisch vorhanden ist, geht von Kontinuität und ungebrochener Tradierung aus und vernachlässigt Diffusionen, Brüche und Vermischungen. Den komplexen Prozessen, Differenzierungen und Auseinandersetzungen sowohl innerhalb solcher Gemeinschaften wie auch der Verbindung und dem Austausch zwischen den verschiedensten Gruppen wird kaum Platz eingeräumt.

Die Konvention zum immateriellen Kulturerbe betont auch die mündliche Weitergabe von kul-

turellen Traditionen von Generation zu Generation. In der modernen Gesellschaft werden Wissen, Praxen und Weltbilder aber häufig nicht mehr mündlich weitergegeben, sondern auf andere Art und Weise. Dies umfasst einerseits die seit Jahrhunderten vorhandene schriftliche Überlieferung, vor allem aber auch die rasante Entwicklung technischer Medien seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Ohne die Berücksichtigung der Rolle von Kino, Grammophon, Radio, Fernsehen oder Internet lässt sich kulturelle Tradierung nicht nachvollziehen, vielmehr wirken die verschiedenen medialen Formate aktiv auf die kulturellen Veränderungsprozesse ein.

Die Konvention gesteht den Akteuren eine wichtige Funktion zu, behandelt sie aber als reine Träger, als passive Weitergeber kulturellen Wissens. Sie betont die Rolle einzelner Menschen als Hüter eines «Repertoires», aber zu wenig die Art und Weise, wie dieses Repertoire gepflegt und weitergegeben wird. Damit vernachlässigt sie die zentrale Rolle der Interpretation und des Aufführens, der kreativen Leistung der Beteiligten, ohne die sich Kultur nicht entwickeln kann. Es ist dieses performative Element, das die menschlichen Kulturträger unterscheidet von Aufnahmegeräten und Dokumentationssystemen.

Bligg am Schwingfest

Mehrere unterschiedliche Entwicklungen sind heute gleichzeitig nebeneinander zu erleben: Erstens ist ein zunehmend offenerer und kreativerer Umgang mit lange Zeit erstarrten Traditionen festzustellen, es kommt zu neuen Kombinationen, Grenzüberschreitungen und Verschmelzungen. Diese aktive Art, mit Traditionen umzugehen, zeigt sich zum Beispiel in der Musik: Der Rapper Bligg tritt am Eidgenössischen Schwingfest auf, die Jodlerin Nadja Räss steht auf der Bühne der Zürcher Tonhalle, der Popmusiker Stephan Eicher macht das Guggisberg-Lied zu einem Hit, der Jodlerclub Wiesenberg stürmt umgekehrt mit dem Popsong «Ewigi Liebi» die Charts, die experimentelle Gruppe Stimmhorn tüftelt mit urchigen Klängen

und Instrumenten, und am Kulturfest lösen sich afrikanische und einheimische Formationen mit ihren Tänzen, Trachten und Masken ab. Einstmals getrennte, sich manchmal abweisend oder gar feindselig gegenüberstehende musikalische Genres sind in Bewegung geraten. Es wird experimentiert, gesampelt, neu interpretiert.

Ähnlich wie am Ende des 19. Jahrhunderts haben wir heute wieder einen Punkt erreicht, an dem viele Menschen davon ausgehen, dass man bestimmte Dinge retten und bewahren müsse, diesmal vor den Kräften der Globalisierung. Wiederum wird gesammelt und archiviert, diesmal allerdings weniger in Museen und Archiven als auf digitalen Datenbanken und Listen. Und überall spriessen Konzepte lokaler oder regionaler Identität aus dem Boden, die sich zugleich touristisch, wirtschaftlich und kulinarisch vermarkten lassen. Dies führt zweitens zu einer intensivierten Nutzung von Traditionen aller Art für kommerzielle Zwecke. Das Zauberwort heisst auch hier Authentizität, verstanden als eine «Sehnsucht nach Unmittelbarkeit, nach Ursprünglichkeit, nach Echtheit und Wahrhaftigkeit und nicht zuletzt nach Eigentlichkeit», die von einer «global betriebenen Authentizitätsindustrie betreut, kanalisiert und ausgenutzt» werden kann.³ Diese «Authentizitätsindustrie» ist zu einem wichtigen Element des modernen Tourismus geworden. Touristen wünschen sich einen «Blick hinter die Kulissen» anderer Kulturen, auf das «Echte», «Wahre» und «Authentische». Was ihnen geboten wird, ist allerdings eine «staged authenticity», eine durch mediale Vermittlung auf der Bühne, im Film oder im Museum inszenierte Authentizität. Diese schafft sich Traditionen und Erinnerungsorte, bietet das Authentische auch in Erlebnisparks.⁴ Denn was könnte zum Beispiel authentischer amerikanisch sein als Disneyland, das die Vorstellungen dieser Authentizität aufnimmt und zugleich mit seiner Darbietung und Inszenierung wiederum prägt? Auch bei Reenactments, dem möglichst getreuen Nachstellen und Nacherleben von Ereignissen der Vergangenheit, sprechen die Teilnehmenden

von authentischen Erfahrungen – auch wenn sie bei den Schlachten nicht wirklich sterben und die historischen Behausungen nach ein paar Tagen oder Wochen wieder verlassen. Reenactments können als eine «modernisierte, sowohl mit ernsthaftem Pathos vorgetragene als auch spielerische Momente aufgreifende Form der Identitätsvergewisserung» gesehen werden.⁵ Man mag sich amüsieren über Touristen und über Laiendarsteller historischer Spektakel, doch man kann ihnen das authentische Erleben nicht einfach absprechen. Denn gerade das dramaturgische Aufbereiten vom Fasnachtsfeuer und der Volkstanzgruppe über den Festumzug und das Freilichttheater bis zum Multimediaspektakel und zur Dokusoap bietet häufig eine kulturelle Echtheitserfahrung. Solche inszenierten, kommerziellen und spielerischen Formen des Umgangs mit Tradition werden immer zahlreicher, sie vermitteln einen lockeren Umgang mit der Vergangenheit, laufen aber zugleich Gefahr, dass man ein allzu einfaches Bild von ihr zeichnet und zu sehr an die authentische Wirkung von Gegenständen und Handlungsabläufen glaubt.

Heile Welt?

Die Geschichte der Weissen Frau vom Belchentunnel schliesst an ältere Geschichten an, aktualisiert diese, passt sie an und greift Themen auf, die etwas mit der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung zu tun haben. Sie verbindet das Alte mit dem Neuen, das Sagenhafte mit dem technischen Fortschritt. In unserer Wahrnehmung allerdings müssen Traditionen genau so sein, wie sie immer schon gewesen sind, um ihre Funktion der Verankerung und Identitätsbildung zu erfüllen.

Ein dritter Aspekt bei der Beobachtung aktueller Entwicklungen ist die Feststellung, dass heute eine erneute Suche nach dieser Verankerung und im weitesten Sinn nach klar definierter kultureller Zugehörigkeit erkennbar wird. Die oft fast grenzenlose Freiheit der Globalisierung, das unendliche Angebot an kulturellen und kommerziellen Reizen und Stimuli, die Möglichkeit, alle Rollen auszuprobieren, zu vermischen und sich

dabei sogar neu zu erfinden, führen offenbar nicht bei allen zu grösserem Glück und tieferer Befriedigung, sondern verunsichern auch, schüchtern ein und machen Angst. Ein zunehmendes Unbehagen über diese Auflösung der Grenzen, diese Betonung des Fluiden, Prozesshaften und Offenen und diese Vielfalt an Kombinationsmöglichkeiten macht sich bemerkbar. Vielen Menschen erscheint ihr Umfeld immer stärker als Ort, an dem höchst unterschiedliche, einander im Extremfall widersprechende kulturelle Werte und Verhaltensweisen gelten, zu deren Verständnis ihnen ein Schlüssel fehlt, der helfen würde, Gemeinsamkeiten zu erkennen und sich als Teil der gleichen Gesellschaft zu verstehen und zu verständigen. Es fehlen ihnen Lesehilfen und Wegweiser, Leitplanken und Sicherheitsmarkierungen. Und so wenden sie sich Traditionellem zu, dem kulturellen Erbe,

dem Überlieferten. Dieses kann Halt geben, Orientierung, Verankerung und Stabilität bieten, es übernimmt die Funktion der Verständigung, dient als soziales und lebensweltliches Scharnier und ermöglicht ein Gefühl der Vertrautheit in einer als unübersichtlich empfundenen Umgebung. Aber man muss sich auch der Gefahren dieser Konstruktion von Tradition und Zugehörigkeit bewusst sein. Denn diese bietet den problematischen Anreiz, sich abzuschliessen und sich in eine Welt hineinzubegeben, in der es keine Probleme, keine offenen Fragen und keine Unsicherheiten gibt, in eine heile Welt, die so gar nicht existiert und nie existiert hat. Bis uns die Weisse Frau begegnet...

Walter Leimgruber

Anmerkungen

- 1 «Nein, leider nicht. Es geht gar nicht gut. Es wird etwas Schreckliches, etwas ganz Furchtbares geschehen.»
- 2 Die hier skizzierte Bedeutung moderner Sagen untersucht Iris Meier in ihrer Lizentiatsarbeit «Der Pinguin in der Yucca-Palme. Eine strukturelle und inhaltliche Analyse moderner Sagen», Manuskript, Basel 2009.
- 3 Knaller, Susanne, Harro Müller: Einleitung. «Authentizität und kein Ende». In: Dies. (Hg.): Authentizität:

Diskussion eines ästhetischen Begriffs. München 2006, 7–16, hier 8.

4 MacCannell, Dean: *The Tourist. A New Theory of the Leisure Class*. New York 1976.

5 Saupe, Achim: «Authentizität, Version: 1.0». In: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010, URL: <http://docupedia.de/docupedia/index.php?title=Authentizit%C3%A4t&ol did=68568> [Stand 1.5.2013].